

Abendsonne [Fortsetzung]

Autor(en): **Bindschedler, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 4

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572161>

Nutzungsbedingungen

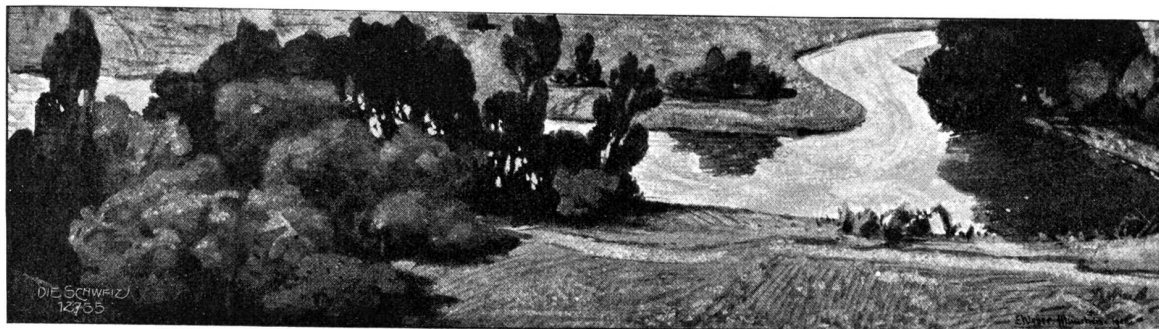
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Originalzeichnung von C. Weber (Engstingen) in München.

Abendsonne.

Von J. Bindigschleder.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Freund und Kollege Bäumleins, der durch kluge Maßregeln jedes Aufsehen nach außen zu verhindern wußte, hatte eine jener Anstalten ausfindig gemacht, wo solch junge Missethäter in klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten wurden, und wo man bei Gottes Wort, bei harter, unausgesetzter Arbeit und einfachster Lebensweise zu retten versuchte, was noch zu retten war.

„Wenn sie dir Wasser und Brot geben, ist es mehr, als du verdienst, elender Bube!“ herrschte der Vater bei Tisch Hermann an, wenn dieser schon seine Suppe aß, während die Großmutter schluchzend ihren Teller beiseite schob. — Schließlich atmete alles auf und vielleicht der Knabe am meisten, als er, von jenem Freunde begleitet, stumm und willenlos das Vaterhaus verließ.

Man hatte Bäumlein darauf vorbereitet, daß Hermann, wie die meisten Zöglinge, Fluchtversuche machen werde. Sie unterblieben. Aus den Berichten des Hausvaters war zu entnehmen, daß der Knabe sich leidlich wohl fühlte. Seine von allen Gelüsten hin und her getriebene Natur ruhte völlig aus in diesem Leben der unbedingtesten Regelmäßigkeit, wo von morgens fünf bis abends acht Uhr dem freien Willen nicht der leiseste Spielraum gegeben und somit dem Schwachen jeder Kampf erspart war.

Bäumlein dankte dem Freund, und selbst Anne Marie neigte sich zu dem Glauben, daß man gut und wohlthätig für den Jungen gewählt hatte.

Wer sich nicht von dem Schlage erholen konnte, das war die Großmutter. Sie wurde plötzlich sehr alt und vergeßlich, und jede Woche mußte ihr Anne Marie aufs Neue sagen, wo Hermann jetzt sei und was er in Friedau thue. Schließlich verlangte sie heim, in ihr Dorf zurück, wo denn auch eine noch rüstige Schwester sie in Obhut nahm und behielt.

So lebte nun Anne Marie allein mit ihrem Manne. Sie war gut und freundlich mit ihm und froh, daß er gerade jetzt Erfolge als Lehrer hatte, die ihm über die Enttäuschungen des Vaters hinweghelfen konnten.

Innerlich blieb Anne Marie dem Bunde treu, den sie mit der Mutter und Lenhart geschlossen, und der heimliche Verkehr mit ihnen gab ihr eine gewisse Ruhe und Gelassenheit nach außen und einen klaren Blick, mit dem sie auch ihren Mann beobachtete und beurteilte.

Wenn sie früher Mitleid empfunden mit seiner mühseligen Arbeit an den Schülerheften, so konnte es ihr jetzt begegnen, daß ihre Teilnahme den armen Wichten zusetzte, denen Bäumlein erbarmungslos ganze Heftseiten ausstrich. Daß er dabei nicht im auflodernden Zorn handelte, sondern die rote Linie bedächtig mit dem Lineale zog, machte in ihren Augen die Sache noch schlimmer. Es war gut, daß Bäumlein den seltsamen Blick nicht sah, den sie ihm dann zuwarf.

Es war gut, und es war ihm zu gönnen. Denn der Mann stand am Ende seiner Laufbahn, und so durfte er wohl die ihm zugemessene Zeit noch in Frieden verbringen,

ohne durch neue Anwandlungen seiner Frau beunruhigt zu werden, oder durch schlechte Nachrichten aus der Anstalt.

Hermann blieb vier Jahre in Friedau, zu seinem sichtlichen Heil, wie der Hausvater schrieb, ein frommer, einfacher Mann, der die Grundsätze seines Institutes über alles hoch hielt, ohne zu wissen, daß es eigentlich seine unbegrenzte Menschenliebe und Selbstlosigkeit war, was das Ganze zusammenhielt.

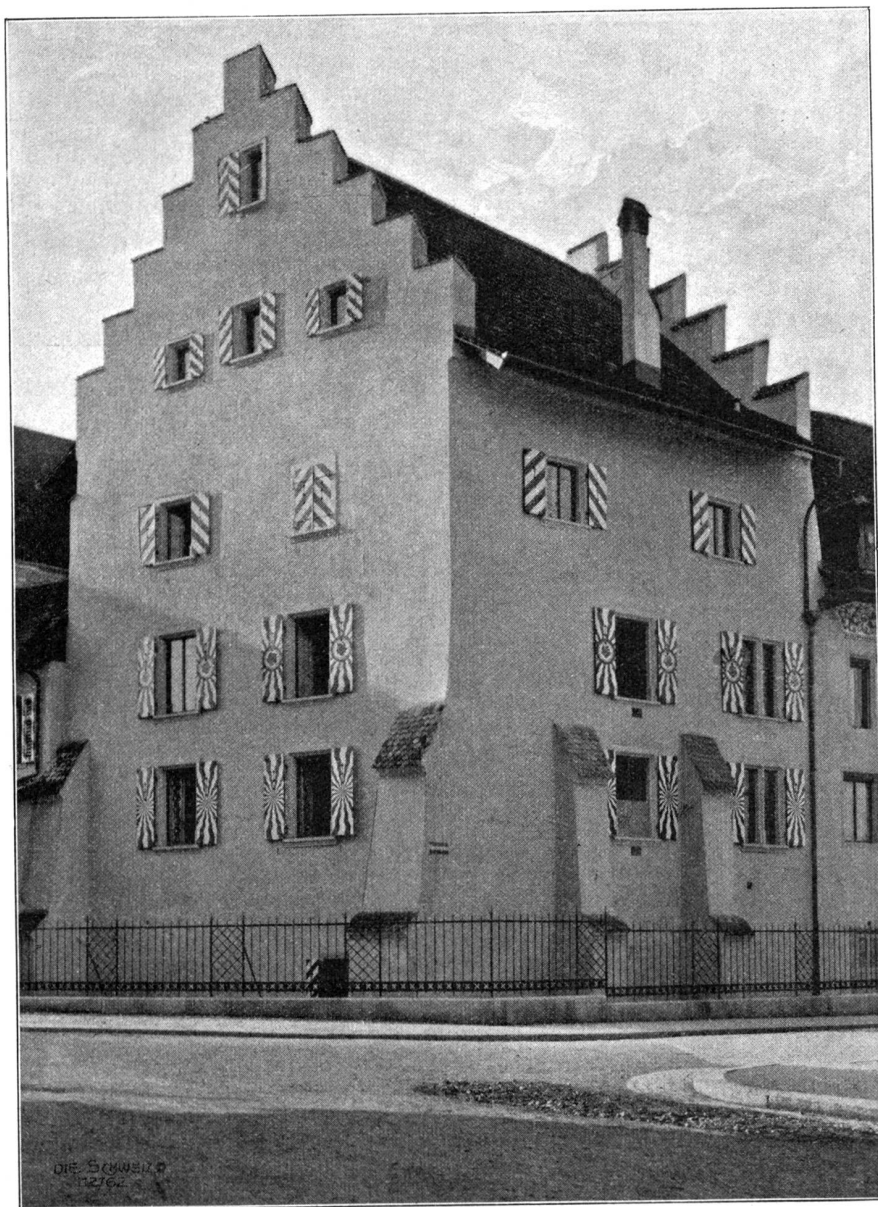
Als dann der aufgeschossene, bald achtzehnjährige Junge das Elternhaus wieder betrat, that er es in großer Bestürzung und in schwarzem Gewande: Der Vater war gestorben. — Wie Anne Marie ihrem Manne im Leben wenig hatte sein können, so war er auch mit dem Sterben allein fertig geworden. Sie fand ihn eines Abends tot an seinem Schreibtische, wo der Schlag ihn getroffen mitten in den Arbeiten und Vorbereitungen für den folgenden Schultag. Die Leute nannten das einen schönen Tod; die Teilnahme am Leichenzug war eine überaus große und die Beerdigung mit Rede und Gesängen sehr feierlich. Aber als die beiden nächst Betroffenen, Gattin und Sohn, zusammen den Friedhof verließen, da war ihnen öde und bitter zu Mut und sie sehnten sich fast nach dem Schmerz, von dem der Geistliche gesprochen und den sie nicht empfanden.

Hermann blieb nun bei der Mutter. Bäumleins Freund, der sich zum zweiten Male und mit derselben Umsicht des Jungen annahm, verschaffte ihm eine Stelle in einer großen Handelsgärtnerei, „ganz wie gemacht für unsern Jüngling“, sagte der Nührige und rieb sich die Hände. „Da hat er noch so eine kleine Erinnerung an sein Friedau, Sonne, Luft, Wasser und Erde. Mittag essen wird er draußen, abends aber kehrt er zur Mutter heim.“

So erhielt diese nach fast achtzehn Jahren endlich ihr Kind zurück und konnte nun ihre Kraft an ihm erproben. Es war kein weißes Blatt mehr, das ihr in die Hände gelegt wurde, sondern ein recht mannigfach beschriebenes. Allerlei Schriften konnte man da sehen, Flecken und ausgestrichene Linien, und zu unterst durfte nun die Mutter die letzten Worte schreiben. Und sie schrieb sie, wenn auch nicht hoffnungslos, mit unsicherer, zitternder Hand.

Der Sohn war ihr jetzt in seinem Sünder- und Schwächegefühl eben so fremd und unverständlich wie einst der feste kleine Bube, der, von Vater und Großmutter unterstützt, ein so unnatürliches Selbstgefühl gezeigt.

Anne Marie widmete in den Stunden, da sie Hermann bei sich hatte, ihm ihre ganze Zeit. Sie las mit ihm, sie erkannte mit dem feinen Instinkt der Frau und Mutter jeden, auch den geringsten Anknüpfungspunkt und suchte unermüdlich nach Beziehungen zwischen ihrem und des Sohnes Denken. Aber gerade da, wo ihr innerstes und eigenstes Wesen begann, da hörte alle Verbindung zwischen den Beiden auf und oft brach sie plötzlich ab, wenn Hermann sie verständnislos und ängstlich ansah. Ihr Gott war nicht der seine, und sein langes



Der Freihof in Luzern (Rückseite). Phot. Karl Eichhorn, Luzern. (Siehe Seite 93).

Beten war ihr jeden Abend peinlich anzuhören, obgleich es mit Inbrunst geschah und manchmal mit Weinen und Kniefall. Er hatte da hundert kleine Dinge zu sagen, neue Verträge abzuschließen und über gebrochene sich zu verantworten, statt, wie Anne Marie meinte, sich in einem einheitlichen Gedanken zu fassen und zu erheben.

Denn nun hatte der Kampf mit der Welt wieder begonnen, und es war nach Hermanns fester und schrecklicher Ueberzeugung der Teufel selbst, der sich bemühte, ihn auf die Bahn des Lasters zu lenken. Den ganzen Tag war der Böse hinter dem armen Burschen her. Er lockte, wenn das große Kind durch die Straßen ging, hinter den Schaufenstern, wo die tausend bunten Dinge ausgebreitet lagen. Er trieb sein Wesen draußen in der Gärtnerei, sodaß Hermann lachte, anstatt empört wegzugehen, wenn die Bursche von allerlei schlimmen Dingen erzählten. Er stand abends unter der Thüre des Vergnügungsfotals, wo die Lichter brannten und lustige Weisen ertönten, und suchte Hermann hineinzuziehen.

Hermann kehrte immer ganz ermattet aus diesem Kampf zurück, in dem er so oft Schild und Speer lassen mußte. —

Er schrieb lange, reumütige Briefe an den Hausvater in Friedau, welche dieser treulich beantwortete. Aber der alte Mann war nun schon an die dreißig Jahre in der Anstalt und strengte umsonst seine Phantasie an, um sich all die Versuchungen der Stadt in ihren gefährlichen Einzelheiten vorzustellen.

Die Sonntage sollten jedesmal gut machen, was die Woche Uebles angestellt. Hermann ging zweimal in die Kirche und glaubte, den Rest des Tages am besten bei der Bibel und den Andachtsbüchern zu verbringen.

Frau Anne Marie aber, wenn die Sonne am blauen Himmel stand, faßte so einen Feiertag anders auf. Sie zog mit ihrem Jungen in den Wald hinaus, und damit der Kengstliche beruhigt sei, nahm sie das Gesangbuch mit: „Der liebe Gott hört uns auch draußen in der schönen Welt.“ — Wenn sie dann durch die grüne Stille wanderten, wurde der Bursche ganz fröhlich und zutraulich. Er kannte Bäume und Sträucher und auch was drunter und drüber huschte und flatterte; er hatte einen scharfen Sinn für Weg und Steg, und fand besser als die Mutter die schönsten und seltensten Blumen. Es war, als ob da draußen ein Funke von dem Selbstgefühl erwache, das seine Mutter so schmerzlich in ihm vermischte.

Wenn aber am Abend noch auf der letzten Strecke die Bahn benutzt werden mußte und die Beiden in Staub und Hitze, zusammengedrängt mit einer gepuzten, lärmenden Menge zur Stadt zurückfuhren, dann war der Friede wieder dahin. Hermann hörte unruhig hinüber zu den rauchenden jungen Herren, die von dem langweiligen Spaziergang sprachen und von dem noch kommenden Abendvergnügen, wo es um so flotter hergehen solle. — In der Ecke saßen zwei auffallend gekleidete Damen, die Hermann mit fecken Augen anstarrten, von denen er verwirrt sich loslöste und Zuflucht

nahm zu dem Waldstrauch, der, vor kurzem noch so duftig, nun verweltet und unansehnlich auf der Mutter Schoß lag.

„Ich möchte mit Hermann aufs Land hinaus ziehen, weg von dieser Stadt, die dem armen Jungen so viel Qual macht,“ sagte Frau Anne Marie einmal zu Bäumleins Freund, der aber gegen dieses Vorhaben alle möglichen Einwendungen hatte.

„Ein junger Mensch muß schwimmen lernen. Man geht nicht gleich unter, liebe Frau Bäumlein. Da sind die Frauen immer etwas ängstlich,“ lächelte er in der angenehmen Erinnerung an die Schwimmproben seiner eigenen Jugend, aus denen er allerdings so ziemlich ohne Schaden hervorgegangen war. — Er überzeugte Anne Marie nicht, sondern machte sie nur unsicher mit der Schlussbemerkung, daß das so gepriesene Leben der Landbewohner von mannigfachen Gefahren auch nicht frei sei.

„Nach Friedau zurück zu den kleinen Buben können wir ihn eben doch nicht wieder thun!“ meinte scherzend der Berater.

„Ja, nach Friedau zurück!“ dachte Anne Marie, als sie gedankenvoll heimkehrte. Diese Gedanken führten zu nichts

und hatten auch zu nichts mehr zu führen. Hermann sollte die Sorge der Menschen nicht weiter mehr in Anspruch nehmen, weder die der liebenden Mutter, noch die des klugen Vormundes.

Jener Tag, an welchen Anne Marie später nur mit Entsetzen denken konnte, zog herauf wie jeder andere, ja noch schöner; denn es war ein sonniger, klarer Herbsttag.

„Und morgen wird es ebenso schön werden,“ sagte Hermann erwartungsvoll beim Frühstück. Der Verein christlicher junger Männer, dem Hermann angehörte, wollte einen Sonntagsausflug machen mit Musik und Fahne, und Hermann war zum Träger der Leutern erwählt. Ganz erfüllt von dieser in Aussicht stehenden Freude, besprach er sie jeden Tag mit der ihm eigenen kindischen Ungeduld, und dann, wenn er sich auf diesem Eifer ertappte, konnte er plötzlich mit so bestürztem Gesicht innehalten, als ob er auch in diesem Vergnügen den Bösen sehe, der ihm eine Falle stelle.

„O, mein armer, armer Junge,“ sagte die Mutter, die nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte. „Wann wirst du endlich einmal selber einsehen, was gut und was böse ist!“

Als er bald darauf die Gasse hinunterging und noch einmal zurückschaute, war der Mutter recht wehmütig ums Herz, wenn schon sie keine Ahnung hatte, daß sie ihm das letzte Mal so nachblickte.

Am Nachmittag wollte sie in den Garten gehen und blieb einen Augenblick unter der Hausthüre stehen.

Da sah sie einen Mann in der Arbeitschürze von der Stadt heraufkommen; er sah sich auf dem kleinen Plage unschlüssig um und trat dann auf Anne Marie zu.

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo eine Frau Bäumlein wohnt?“ wendete er sich an sie.

„Die bin ich selbst,“ sagte Anne Marie.

Der Mann schien fast darüber zu erschrecken; er sah sie scheu an.

„Sie haben mich hergeschickt, daß ich's sage; ich bin nämlich Tagelöhner draußen,“ begann er stockend und ungeschickt. „Es gab eine arge Verwirrung; denn der Herr ist verreist für ein paar Tage. Der wird schöne Augen machen, wenn er's hört. Sie sagen, er habe den Herrn Hermann so gern mögen . . .“

„Was ist mit Hermann?“ fragte Anne Marie mit fast rauher Stimme; eine entsetzliche Angst stieg in ihr auf.

„Ja, da ist eben ein Unglück begegnet. Sie haben das neue Treibhaus eingerichtet. Und ein wenig wild geht's immer zu, wenn der Herr nicht da ist. Nun, es sind eben junge Leute.“ Der Tagelöhner zuckte entschuldigend die Achseln. „Und der Herr Hermann, also eben Ihr Sohn, war der allerübermüdigste und stieg aufs Dach; ich hab ihn selbst gesehen; — so stand er!“ damit streckte sich das schwächliche Männlein so hoch es konnte. „Und dann that er einen falschen Schritt und fiel und stürzte durch ein offenes Fenster hinunter und . . .“

„Ist er tot!“ unterbrach ihn Anne Marie und griff mit der Hand nach der Thüre zurück, um einen Halt zu finden.



Der Freihof in Luzern (Vorderseite). Phot. Karl Eichhorn, Luzern. (Siehe Seite 93).

„Nein, nein, nicht tot!“ sagte der kleine Mann fast unwillig, daß er unterbrochen wurde; denn jetzt war er eben in Gang gekommen. „Nicht tot, aber übel zugerichtet. Ein schweres Gestell ist auf ihn gestürzt und hat ihm den Arm zerquetscht und überhaupt . . . Es war ein Jammer, wie sie ihn herausbrachten.“

Anne Marie hörte ihn nicht mehr; sie war ins Haus geeilt, um sich zum Ausgange zurecht zu machen. Als sie ihren stillen Platz am Fenster sah, war ihr, als müßte sie hinfinken und laut aufweinen. Aber dazu war jetzt keine Zeit. Sie mußte zu ihrem Kinde.

Unten stand noch der Tagelöhner. „Frau Bäumlein,“ sagte er. „Ich will Sie hinbegleiten. Sie haben ihn zum nächsten Polizeiposten am Jakobsplatz gebracht.“

Anne Marie nickte, und zusammen gingen sie die Gassen hinunter. Von Zeit zu Zeit schaute der Tagelöhner die Frau verstohlen an; er hätte gerne noch weiter erzählt, wie das Glasdach beschaffen war und wie es ein sonderbarer und böser Zufall gewesen, daß der junge Mann so tief gestürzt sei. Aber wenn er in das blasse, stille Gesicht sah, schwieg er.

„So sind die Weibsteute eben,“ meinte er für sich. „Fürs

Genau und dafür, wie so ein Dach gemacht ist, haben sie gar keinen Sinn.“ Und die Frau da neben ihm war gar eine merkwürdige. Sie sagte kein Wort und weinte nicht und jammerte nicht. Wenn er an die Seine zu Haus dachte, wie damals sich der Jüngste verbrannt hatte! — Er schüttelte den Kopf und seufzte ein paar mal laut, um auf diese Weise wenigstens seine Teilnahme auszudrücken.

Vor dem Polizeiposten stand eine Gruppe Leute. Sie wichen zurück, als Anne Marie eintrat und sahen ihr mit der scheuen Achtung nach, die man dem Unglück erweist. Nach ihrem Sohne aber sah sich Anna Marie vergebens um.

„Eben hat man ihn ins Krankenhaus gebracht,“ sagte ein Schutzmann. — Ein fast zorniger Schmerz erfaßte die unglückliche Frau. Nahmen sie ihr jedesmal ihr Kind weg, wenn es seine Mutter am notwendigsten hatte?

„Warum hat man mir ihn nicht heimgebracht?“ fragte sie den Schutzmann.

„O, gute Frau, Sie haben keinen Begriff davon, wie er aus sah!“ erwiderte dieser. „Der Arm muß abgenommen werden. Gehen Sie hinaus; vielleicht dürfen Sie Ihren Sohn nachher sehen.“

Anne Marie fing die Gedanken an, sich zu verwirren. „Vielleicht dürfen Sie Ihren Sohn sehen!“ Wer denn sonst als die Mutter gehörte an das Schmerzensbett des Kindes!

Sie sah sich auf dem großen Plage um. Wo ging der Weg zu ihrem Kinde? Die Kniee begannen ihr zu zittern. Nur jetzt, jetzt die Kraft nicht verlieren!

Da stand wieder der ehrliche kleine Mann neben ihr.

„Kommen Sie, Frau Bäumlein,“ sagte er einfach. — Und nun gingen sie wieder neben einander her durch das frohe Nachmittagsstreben eines schönen Herbsttages: Spaziergänger, Buben, die sich jagten, Militär mit klingendem Spiel, lachende Mägde mit rosigen kleinen Kindern, alles zog an ihnen vorbei. Es war ein weiter Weg, und Anne Marie dünkte er endlos wie ein böser Traum, in welchem man ewig durch lange, fremde Straßen irrt, ohne je das Ziel zu finden. Sie atmete schwer auf, um zu erwachen.

Der Tagelöhner deutete endlich auf ein hohes Portal, wo man zwischen Bäumen die weitläufigen Gebäude des Krankenhauses sah. Vor der Freitreppe saßen ein paar Männer gemächlich plaudernd und im Gebüsch ertönte das Lachen von jugendlichen Stimmen. Es war fast, als ob es auch drinnen im Hause nicht so schlimm stehen könnte.

Nun aber traten sie in die kahle Vorhalle ein; es roch stark nach Jodoform; man hörte eilige, durch Matten gedämpfte Schritte, kurze Befehle; Krankenschwestern liefen die Treppe auf und ab, und aus einer geöffneten Thür drangen Klagelaute.

Bekommen sah sich Anne Marias Begleiter nach dem Hausmeister um; dieser rief einen Angestellten, und Anne Marie wurde einer Krankenschwester übergeben, welche ihr eine Bank anwies. Hier warten Sie, bis man Ihren Sohn aus dem Operationsaal bringt, dann werde ich Sie holen.“

Als das treue Männlein sich bei Anne Marie verabschiedete, kamen ihm Thränen in die Augen, und diese hatten die wohlthätige Wirkung, daß nun auch Anne Marie endlich weinen konnte. Sie saß lange am Fenster, matt und fast ohne Gedanken. Draußen fielen die goldgelben Blätter eines Ahorns sachte zur Erde. „Ohne daß der geringste Wind weht,“ sagte Anne Marie vor sich hin und sah sich dann um, als ob jemand anders gesprochen hätte.

Nach einer Stunde kam die Schwester wieder und geleitete Anne Marie durch lange Korridore und an vielen Thüren vorbei. Aus der letzten trat ein junger Arzt.

„Aha, Sie sind die Mutter,“ sagte er eilig und etwas barsch. „Und Sie möchten zu dem Jungen! Eigentlich wäre es besser, nicht. — Können Sie sich zusammen nehmen?“ Er sah Anne Marie scharf ins Gesicht. „Sie müssen das unbedingt. Er ist sehr schwach. — Es sind auch innere Verlegungen da,“ wendete er sich zur Schwester, „und wir haben wenig Hoffnung.“

Dies letzte Wort, so leise es auch gesprochen worden, hatte Anne Marie verstanden, und es hatte sie kaum erschreckt. Von dem Augenblick an, da ihr der Arbeiter die Schreckensbotenschaft gebracht, hatte sie das Schlimmste gefürchtet und las es dann auf allen Gesichtern. „Er wird sterben, er wird sterben!“ war auf dem langen Wege ihr einziger Gedanke gewesen.

Die Krankenschwester hieß Anne Marie eintreten. „Er ist noch nicht wieder aufgewacht,“ flüsterte sie, indem sie auf das nächste Bett wies. „Setzen Sie sich hier her, und wenn er zu sich kommt, so sagen Sie ihm ein ruhiges, freundliches Wort.“

Anne Marie nickte und trat geräuschlos näher. Endlich, endlich war sie bei ihrem Kinde. Unverehrt lag der blonde Kopf auf dem Kissen. Aber der ganze Oberkörper war fest verbunden und Anne Marie warf einen raschen Blick nach der Seite, wo der Arm fehlte. Wie weh that das zu sehen, und wie weh das todesblasse Gesicht mit den geschlossenen Augen.

Der Schlummernde begann unruhig zu werden und leise zu wimmern. Die Krankenschwester ging ab und zu. Sie trat auch mit ein paar Worten zum zweiten Bette, wo ein alter Mann lag, der mit teilnehmenden Augen nach Anne Marie herüber sah.

„Er wird nicht stören,“ sagte die Schwester erklärend zu Anne Marie. „Er hat ein Fußleiden und liegt schon seit Monaten. Sein Leben war sehr unstät; aber sein Herz ist gut. Er läßt Ihnen durch mich sagen, daß er sehr betrübt ist über Ihr Unglück.“

Hermann schlug plötzlich die Augen auf und erkannte die Mutter. „So, bist du da,“ sagte er undeutlich und sah um sich, ohne zu fassen, wo er war, und zu schwach, um sich über die fremde Umgebung zu wundern. Er machte eine fast unmerkliche Bewegung mit den Fingern. Die Mutter verstand ihn; sie faßte seine Hand, und mit der Kraft, die eine Mutter besitz, drängte sie ihre Thränen und ihren ganzen Schmerz zurück und sagte freundlich: „Ja, Hermann, sei nur ruhig, ich bleibe bei dir.“

Es wurde nach und nach dunkel im Zimmer, und die Mutter saß unbeweglich; nur von Zeit zu Zeit strich sie sachte über die Haare ihres Kindes und wiederholte leise: „Mein guter, guter Junge.“

Dann kam der Arzt wieder. „Wie, noch hier?“ sagte er verwundert, und stirnrunzelnd sah er auf Anne Marie und nach der Schwester.

„Gehen Sie jetzt nach Hause,“ bestimmte er, nachdem er nach seinen Kranken gesehen. „Morgen können Sie kommen, um Bericht zu holen.“ Damit öffnete er die Thür, damit Anne Marie mit ihm das Zimmer verlasse. Diese warf einen verzweifelden Blick auf ihren Jungen. Dann trat sie hinaus und faßte den rasch Dahinschreitenden am Arme.

„Herr Doktor,“ flehte die sonst so zurückhaltende Frau, „lassen Sie mich um Gotteswillen diese Nacht bei meinem Kinde. Ich verspreche Ihnen —“

„Ihre Versprechungen nützen nichts,“ sagte ärgerlich der junge Mann und versuchte, sich loszumachen. „Wir haben hier unsere feste Ordnung, gegen die ich weder handeln darf noch will. Der Herr Oberarzt ist sehr streng, und ich stecke nicht gern eine Nüge ein. — Es ist auch für den Schwerkranken gut so.“

„Herr Doktor, glauben Sie mir, für meinen armen Jungen ist es gut, wenn er jetzt seine Mutter bei sich hat!“ Anne Marie sprach leise und rasch. Es war, als ob eine fremde Macht ihr die Worte eingäbe, damit sie nicht nachlasse in diesem letzten Kampf um ihr Kind.

„Herr Doktor,“ sie hob bittend die Hände, „es war im Leben meines Sohnes nicht alles, wie es hätte sein sollen, und er hat so oft seine Mutter nicht gehabt, wo er sie hätte haben sollen. — Ich kann Ihnen ja das nun nicht erklären. Aber glauben Sie mir, Herr Doktor, ich muß bei meinem Kinde bleiben. Diese Nacht,“ — sie sah forschend in das Gesicht des Arztes — „ist ja vielleicht seine letzte. — Herr Doktor, Sie sind noch jung und wissen wohl noch nicht, was Unglück ist; aber seien Sie barmherzig mit uns!“

Der junge Mann biß sich auf die Lippen, um seine Bewegung zu unterdrücken. „So bleiben Sie und halten Sie sich sehr ruhig!“ sagte er plötzlich und eilte weg, um dem Danke zu entgehen.

Anne Marie, für einen Augenblick in glücklicher Erregung, kehrte zu ihrem Kinde zurück. Die Krankenschwester empfing sie nicht unfreundlich und wies ihr in einer Ecke ein Ruhelager an für die Nacht; „denn sie wird lang werden.“ Anne Marie aber legte sich neben ihres Kindes Bett, an den Platz, den sie soeben errungen und den sie nicht mehr zu verlassen gedachte.

Hermann drehte den Kopf mit einem leisen „Mutter!“ und dankbar sagte sich Anne Marie, daß er sie erkenne. — Nun verrann Viertelstunde auf Viertelstunde; jede war Anne Marie kostbar; sie meinte, sie müsse in dieser einen bitteren Schmerzensnacht jene vielen Nächte nachholen, wo sie nicht am Bette ihres kleinen Kindes hatte wachen dürfen.

Unverwandelt sah sie auf den Leidenden, der manchmal stöhnte, dann wieder wie in halbem Traume lag, ein schwaches Lächeln auf den Lippen. Was für freundliche Bilder aus der Vergangenheit zogen an ihm vorüber? Oder war es schon ein

Blick in jenes unbekannte Land, von dem der Hausvater in Friedau so verheißungsvoll gesprochen?

Der alte Mann drüben in seinem Bett nickte von Zeit zu Zeit Anne Marie freundlich und tröstend zu: „Nur nicht den Mut verlieren! Das ist noch ein junges Blut und hält etwas aus.“

Kurz vor Mitternacht sah die Schwester den Verwundeten aufmerksam an. „Frau Bäumlein,“ sagte sie leise, „nicht wahr, Sie sind gefaßt? Mir scheint, der Arme wird den Morgen nicht mehr sehen.“

Anne Marie hielt schweigend die Hand ihres Kindes. Noch lebte es ja, noch fühlte sie seinen Pulsschlag und hörte seinen raschen Atemzug.

Hermann wurde unruhig; er murmelte unverständliche Worte. Dann sagte er plötzlich laut und eindringlich: „Mutter, beten!“

Anne Marie sank in die Knie. Das war nun das Letzte, was sie ihrem Kinde thun konnte, und Gott würde gnädig sein und ihr dazu noch Kraft schenken! Und als sie in ihrer Angst nach etwas suchte, was dem Verlangenden Trost und Frieden bringen konnte, da bat er noch einmal: „Ein langes, langes Gebet, Mutter!“

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuesten Pflege,
Deß der den Himmel lenkt . . .“

begann Anne Marie nun ohne weiteres Besinnen. Bei jeder neuen Strophe wollte ihr die Stimme versagen, und jedesmal errang sie mühsam die Fassung. Hermann horchte auf und wurde ruhig. Er sah sie mit seinen hellen Augen an, so vertrauensvoll — wie nie vorher, meinte Anne Marie. Und jetzt mußte sie ihn lassen! Es übermannte sie der Jammer, und Gedächtnis und Stimme standen ihr still. Angstvoll bewegte Hermann die Lippen. Da kam Hilfe von anderer Seite. Mit fester, starker Stimme setzte der alte Mann drüben, der andächtig die Hände gefaltet hatte, ein. Hermanns Kopf sank wieder zurück, und seine Augen schlossen sich.

„Nach End, o Herr, nach Ende,

Mit aller unsrer Not . . .“

betete der Greis bedächtig die letzte Strophe. — So geleitete das gute alte Lied, das schon manchem in des Lebens Nöten beigegeben, das arme junge Menschenkind friedlich hinüber. — Es wurde nun ganz still im Zimmer, man hörte nur noch die schwächer werdenden Atemzüge des Sterbenden und die ruhigen des alten Mannes, der einem neuen Tage entgegenschloß.

Als der Morgen graute, schloß die Schwester dem Toten die Augen, und Anne Marie ließ endlich die nun kalt gewordene Hand. Sie drückte ihren Kopf auf das Bett und weinte bitterlich, aber leise; denn sie wollte weder des Toten, noch des Schlafenden Ruhe stören.

Dann verließ sie das noch öde, weite Haus und ging durch den Morgennebel in ihre einsame Wohnung zurück.

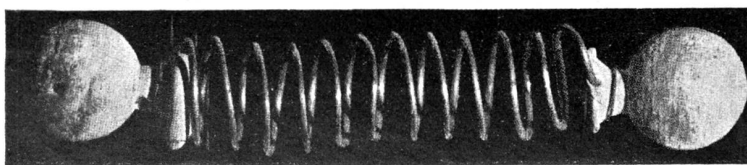
(Schluß folgt).

Die Drahtkugeln.

Die Drahtkugeln sind schon lange bekannt, da sie bereits in Schriften des 16. Jahrhunderts erwähnt werden; sie scheinen jedoch im Kriege keine große Rolle gespielt zu haben, wahrscheinlich wegen ihrer geringen Wirksamkeit und ihrer unpraktischen Beschaffenheit.

Dieses Geschöß wurde nach demselben Prinzip hergestellt, wie die Kettenkugeln, deren man sich noch zur Zeit der fran-

zielt sich die Sache in Wirklichkeit so? Man darf es bezweifeln. Mit Geschossen von dieser Beschaffenheit war es jedenfalls sehr schwierig, auf eine gewisse Entfernung genau zu treffen. Ausgenommen auf nahe Ziele waren diese Kugeln gewiß wenig gefährlich. Wenn dagegen eine von beiden das Ziel erreichte, d. h. wenn sie in ihrem Laufe aufgehalten wurde, so mußte die andere sich um den Gravitations-Mittelpunkt drehen,



zösischen Revolution bediente. Es besteht aus zwei Bleikugeln, die miteinander durch einen spiralförmigen Eisendraht verbunden sind, und wiegt ungefähr 70 Gramm.

Sobald es den Flintenlauf verlassen hatte, dehnte sich der Eisendraht aus, und die beiden Kugeln durchschnitten — wenigstens dachte man sich den Vorgang so — einen Raum von 40—50 cm, indem sie sich voneinander entfernten. Ver-

und auf diese Art entsetzliche Wunden verursachen.

Die hier abgebildete Drahtkugel (natürliche Größe) wurde in Neuenburg auf einem Aufständischen aus der Revolution vom Jahre 1831 gefunden. Die Aufständischen bedienten sich solcher Kugeln im Gefecht bei Couvet (Travers=Thal); unseres Wissens ist jedoch niemand getroffen worden, wenigstens nicht lebensgefährlich.

Alfred Godet, Neuenburg.

Der Freihof in Luzern.

Mit zwei Abbildungen auf Seite 90 u. 91.

Ein den Stürmen vieler Jahrhunderte trotzendes Bauwerk hat immer etwas Ehrwürdiges an sich, wenn auch nicht gerade die Fingernägel der Weltgeschichte daran eingedrückt sind. Ein solches Gebäude ist der Freihof neben der Kirche St. Kaver am linken Neufußer in Luzern. Freihöfe bestehen noch hier und da in der Schweiz. Sie dienten ehemals Reichsfreien zum Wohnsitz, die noch bei Beginn der Sturm- und Drangperiode der jungen Eidgenossenschaft den Klosterleuten und Hörigen gegenüber eine bevorzugte Stelle einnahmen.

Nach einer Luzerner Karte vom Jahre 1250 stand der Freihof damals schon, somit bevor Luzern von der Abtei Murbach an Kaiser Rudolf von Habsburg überging. In dem mittelalterlichen Bollwerk, das einst die Stadt umgab und zum Teil noch an der Musegg besteht, bildete der Freihof ein wichtiges Geschloß, das die vieltürmigen Ringmauern der Kleinstadt mit der zur Großstadt führenden turmbewehrten Kapellbrücke verband, welcher entlang ein Palissadenwerk den Wasserweg der Neuf verperrte.

Laut alten Urkunden bestand der Freihof ehemals aus

drei Gebäuden, die mit ihren dicken, von Strebepeilern verstärkten Mauern, hohen Zinnen und drei Türmchen ein „festungsartiges Aussehen“ hatten. Wer ihn erbaute, steht nicht fest. 1499 ging das Hauptgebäude an Schultheiß Ludwig Seiler über und 1500 an die Familie von Sonnenberg. Eine Witwe von Sonnenberg, geb. Eßlinger von Wildeck, baute einen Teil des Freihofes um. Das Eßlinger Wappen, das jetzt noch daran zu sehen ist, trägt die Jahrzahl 1510.

Er diente seiner Zeit verschiedenen fremden Gesandten zur Residenz und 1459 wurde der berühmte Schweizer Landammann Italo Meding vom Rate Luzern darin bewirtet. In letzter Zeit hatte der Bau ziemlich gelitten und einige wenig passende, kleinbürgerliche Zuthaten erhalten; 1900 in den Besitz von Herrn Ingenieur Roman Abt, des bekannten Eisenbahntechnikers, übergegangen, ist das Ganze seiner ursprünglichen Form nach wieder hergestellt worden, und es bildet nun der Freihof, in rein gotischem Stil gehalten, eine seltene und archäologisch wertvolle Zierde der Stadt Luzern.

Karl Eichhorn, Luzern.